

**Pränumerations-Preise:**

Für Raibach:

Ganzjährig . . . 8 fl. 40 fr.  
 Halbjährig . . . 4 „ 20 „  
 Vierteljährig . . . 2 „ 10 „  
 Monatlich . . . — „ 70 „

Mit der Post:

Ganzjährig . . . 11 fl. — fr.  
 Halbjährig . . . 5 „ 50 „  
 Vierteljährig . . . 2 „ 75 „

Für Zustellung ins Haus vierteljährig 25 fr., monatlich 9 fr.

Einzelne Nummern 6 fr.

Raibacher

**Tagblatt.**

Redaction:

Bahnhofgasse Nr. 132.

Expedition- &amp; Inseraten-

Bureau:

Congressplatz Nr. 81 (Buchhandlung von Jgn. v. Kleinmayr &amp; Fed. Bamberg.)

Inserentionspreise:

Für die einspaltige Petitzeile à 4 kr., bei zweimaliger Einschaltung à 7 kr., dreimaliger à 10 kr.

Inserentionsstempel jedesmal 30 fr.

Bei größeren Inseraten und öfterer Einschaltung entsprechender Rabatt.

Anonyme Mittheilungen werden nicht berücksichtigt; Manuscripte nicht zurückgesendet.

Nr. 22.

Dienstag, 28. Jänner 1873. — Morgen: Franz S.

6. Jahrgang.

**Untriebe der Ultramontanen.**

(Schluß.)

Das alles, was ich vorher geschildert, sind doch sicher keine Handlungen, die sittlich gute Gesinnung gegen die Mitmenschen bedeuten, keine Treue gegen den Staat und seine Gesetze. Dabei sind die Kulturbestrebungen der Ultramontanen dem Staate ebenso entgegen, besonders in der Erziehung. Es genügt, auf die Erziehung in Italien, Spanien und anderen Ländern hinzuweisen, welche in den Händen der Kirche ist. Die Erziehung der Kirche hat diese Länder völlig zerrüttet und dem Verderben nahe gebracht. Ja, wenn es mit der Kirchlichkeit und Frömmigkeit allein gethan wäre, da wäre ja auch der Räuber, der zur Madonna betet und in vollständiger Ruhe des Gewissens mit der Kirche seinen Frieden abschließt, ein vollkommener Mann; dann wären es ja auch die Carlisten, welche Gefangene morden; plötzlich ertönt die Glocke zum Ave Maria, sie knien alle nieder, halten mit dem Morden ein, und mit dem letzten Schläge der Glocke erheben sie sich neu gestärkt, und es beginnt das Mordwerk wieder. (Große Heiterkeit.) Die bloße Kirchlichkeit kann ein Volk nur zurückbringen, wenn sie nicht im Zusammenhange mit dem Kulturleben des ganzen Volkes ist. Und treiben sie es bei uns etwa besser? Wir haben, was die Priestererziehung betrifft, mit Schrecken in Deutschland erfahren, daß ein Buch des Jesuiten Gury ein Lehrbuch ist auf den meisten Seminarien, wenigstens hat der Bischof es zugestanden, und außerdem er-

fahren wir, daß es eine Moral-Theologie eines nordamerikanischen Bischofs gibt, die um nichts besser sein soll. In dem Buche des Jesuiten Sanchez abgeschriebenen, dessen Werk der Cardinal Richelieu wegen Obscönität durch Hensershand verbrennen ließ. (Hört! Hört!) Der Akt, den uns der Herr Cultusminister von den breslauer Schulschwestern vorgelegt hat, zeigt, wie es mit der Jugendberziehung steht. Das frühe Jugendalter mit so übertriebenen Religionsübungen zu erfüllen, heißt die Kinder entweder stumpfsinnig oder zu krankhaften Janaktern machen. Denken Sie an Volkschrisisteller wie Alban Stolz, der neulich einen Aufruf erließ, ihm Beispiele über die Allmacht Gottes zu schicken, welche sich schon durch die Bestrafung der Sünder hienieden bewiese, der den Fall anführt, wie Minister Graf Eulenburg, als er von einem Freimaurer kam, mit dem er über den Pairschub gesprochen, auf der Treppe fiel und sich das Bein brach. (Große Heiterkeit.) Haben Sie die Geschichten von Konrad von Bolanden u. s. w. gelesen, die Heiligengeschichten, welche durch Jesuiten gerade in neuester Zeit in Umlauf gesetzt werden — das Geschäft wird eben fortgesetzt, wenn die Herren auch nicht mehr im Lande sind — die Geschichten vom Franziskus oder der Kloster Schwester Therese, die aller Bildung, aller Kultur, ja allen Erziehungsbegriffen ins Gesicht schlagen? Und diese Schriften sind für die Jugend bestimmt. So ein Heiliger stößt seine Eltern von sich, will von seinen Geschwistern, seiner Familie nichts mehr wissen, verachtet alle Sitte, ja

sogar die Keinlichkeit. (Heiterkeit.) — Von der Kloster Schwester Therese wird ihre große Grobheit gerühmt und zuletzt ein Gebet empfohlen mit der Ueberschrift: „Heilige Unhöflichkeit!“ Sehen Sie sich dann ein rheinisches Kirchweihfest an. Da werden in den Buden diese Schriften von Alban Stolz und Bolanden, diese eben charakterisierten Heiligengeschichten, die christliche Leidensgeschichte in einem illustrierten Rebus verkauft, wunderthätige Medaillen, Rosenkränze und Marienbilder, meistens mit französischen Inschriften, feilgehalten, denn die Sachen kommen vielfach aus Frankreich. Und was wird da für Medicinal-Pfuscherei getrieben! Sie kennen ja die Wallfahrten gegen Zahnweh, gegen Bauchweh, jede Pfarrkirche hat ihren Zweig der Medicinal-Pfuscherei. Da wird in der Abalbertskirche in Aachen am Tage der heiligen Apollonia ein Zahn dieser Heiligen, der unter Glas gebracht ist, von einem Geistlichen zum Käffen herungereicht, wodurch bei gehöriger Opferpende Zahnschmerzen beseitigt werden. (Große Heiterkeit.) In der Kreuzkirche wäscht man sich am Tage der heiligen Ottilie mit geweihtem Wasser und wird dadurch alle Augenkrankheiten los. In der Jakobskirche verkauft der Küster Hubertusbröckchen, durch welche man von der Wasserscheu geheilt wird; die Hundewelt brennt der Küster zu demselben Zwecke mit dem Hubertus-Schlüssel. — Die wahre Gewissensnoth aller gebildeten und mit ihrer Nation lebenden Katholiken ist, daß die Leitung der katholischen Kirche solche Richtung genommen hat, und es wäre eine schöne Aufgabe für die Herren des

**Feuilleton.****Ein seltsamer Locomotivführer.**

Skizzenbild aus einem Reisetagebuche.

(Schluß.)

Ein Herr, welcher auf dem Einsteigeplateau seines Coups stand (es ist hier von Wagen nach dem amerikanischen System die Rede, bei denen die Thüren in den Kopfwänden des Kastens angebracht sind und ein nach der Länge desselben laufender Gang die Communication mit den Sitzplätzen vermittelt), leistete mir hilfreiche Hand, und bald war ich in Sicherheit.

„Sie haben wohl Ihr Coupé verfehlt?“

„So ist es!“

„Dann nehmen Sie meinen Platz drinnen ein; ich bleibe hier auf der Rampe.“

„Sie bleiben draußen?“

„Der Duran macht mir Vergnügen; wir haben Schnee nötig. Hören Sie, wie er gepfiffen kommt.“

Der Unbekannte schrie mir die letzten Worte in die Ohren, um die Windsbraut zu überdönen.

Hui, wie peitschen die Schneewehten über den Zug hin, und wie tanzen die Funken und Feuerbrände mit den Flocken um die Wette. Wir standen ziemlich geschüßt, denn der Wind traf den Zug in seiner Längsrichtung.

„Der Locomotivführer kriegt's zuerst!“ rannte mir der Unbekannte in die Ohren.

„Leider!“ entgegnete ich.

„Der Sturm ist stark genug, den ganzen Zug ins Schwanken zu bringen.“

„Vielleicht, wenn er ihn von der Breitseite trafe!“

„Merken Sie nicht, wie er schwankt?“

„Es scheint bergab zu gehen und die Schwankung nur dadurch zu entstehen, daß die Vorderachsen infolge der Bufferspannung kräftiger gegen die äußeren Schienen gedrückt werden.“

Da heulte die Locomotive. Der Zug fuhr langsamer und langsamer; endlich hielt er mitten im freien Felde, umtost vom rasenden Duran. Wir sprangen ab und selbst dem Muthigsten mußte jetzt bange werden! Warum hält der Zug? Was ist ihm zugestoßen? Kann er nicht weiter? Das waren die Fragen, die von uns jetzt an die sichtbar werdenden Schaffner gerichtet wurden, aber

ungehört verhallten. Von den übrigen Passagieren stieg niemand aus. Alle hielt wahrscheinlich der Schlaf umfassen. Wir begaben uns nach dem Kopf des Zuges. Dort versammelten sich die Schaffner mit ihren Laternen. Nur mühsam vermochten wir uns vorwärts zu arbeiten und auf den Beinen zu erhalten. Nicht „da unten,“ wie es an klassischer Stelle heißt, aber da vorn war's „fürchterlich.“ Selbst meinen Begleiter, dem der Duran vorher und dort hinten im Schuß des Aufsteigeplateaus noch „Vergnügen“ gemacht, wie er sich selbst ausdrückte, trieb's um „wie einen Kreis mit schwindelndem Drehen,“ je weiter er nach der Spitze des Trains vorrückte. Ein Glück, daß dort vorn bei den laternentragenden Leitern des Zuges nicht derselbe panische Schrecken herrschte, wie er in uns platzgegriffen. Im Gegentheil, das Führerpersonal scherzte und lachte, während sich der Locomotivführer und der Heizer, zwei Schneemännern gleich, an der Maschine zu schaffen machten.

„Was ist der Locomotive passiert?“ brüllte mein Begleiter dem Zugführer in die Ohren.

„Eine Tragefeder ist gebrochen, aber sehen Sie nur, wie unsere Kathinka durch Anziehen der Hängelstiftschrauben und durch Unterlegen die Belastung

Centrums, unter denen so hochgebildete und gelehrte Leute sitzen, statt gegen den Staat vorzugehen, der Regierung ihrer eigenen Kirche zu opponieren (Heiterkeit im Centrum) und diese zu zwingen, eine andere Richtung einzuschlagen und eine Reform aus der Kirche selbst hervorgehen zu lassen. (Sehr gut! links.) Herr Reichensperger hat ein Buch geschrieben: „Redensarten und Sprichwörter“ (Abg. Reichensperger: „Phrasen und Schlagwörter.“) Aus diesen Discussionen und den Schriften zur ultramontanen Partei könnte ich Ihnen heute einen recht würdigen Nachtrag zu diesem Werke liefern; zum Beispiele empfehle ich Ihnen: Die katholische Kirche ein Damm gegen die Revolution — da würde als Illustration dahinterkommen die Revolution in Belgien, die katholischen Priester an der Spitze carlistischer Horden, die alle Woche einmal erschossen und eingestekt werden, das Breve des Papstes, in dem er die Tiroler zu Widerjeglichkeiten auffordert, die katholischen Geistlichen, welche die Bauernweiber in Tirol mit Knütteln bewaffnen, um über die vom Staate angestellten Schulkinspectoren herzufallen. Als eine zweite Phrase empfehle ich: Die katholische Kirche ein Damm gegen den Socialismus. Ja, da lesen Sie doch die Broschüre des Bischofs von Ketteler: „Das Christenthum und die Arbeiterpartei.“ in der es heißt: „Der Arbeiterstand hat in seinem Innern denselben Drang nach Glückseligkeit, wie die reichen Kapitalisten, Fabrikanten und Geldmänner, welche diesen Durst mit den raffiniertesten Genüssen der Welt zu befriedigen suchen. . . . Da arbeiten einige hundert Fabrikarbeiter, um einem reichen liberalen Fabrikanten, der sie vielleicht um ihren Glauben betrogen hat, alle Genüsse des irdischen Lebens zu verschaffen und der an einem Tage zur Befriedigung seines Glückseligkeitsdranges sich mehr irdische Genüsse verschafft als alle seine Arbeiter mit demselben Drange das ganze Jahr hindurch.“ Ich weiß nicht, wo die Staatsprocuraturen stecken an dem Tage, an dem diese Schrift erschienen ist, aber es war im Großherzogthum Hessen und damals herrschte noch Herr v. Dalwigk; heutzutage würde einem Bischof eine solche Schrift wohl nicht ungestraft hingehen. Außerdem ist noch Herr Mousfang anzuführen, der einen greulichen Unfug angerichtet hat mit seinen Broschüren gegen die Fabrikanten, die gerade mit ihren Arbeitern im besten Einvernehmen leben, die Gesangs- und Lehranstalten jeder Art errichteten; da kommt so ein fanatischer Priester und sucht die Brandsackel in die heilsamsten Zustände hineinzuworfen. Dann empfehle ich noch: die katholische Kirche ein Damm gegen Materialismus, Industrialismus, Mammon, Zahlengeld u. s. w. und dazu als Illustration: die Dachaueer Bank (Große Heiterkeit; Rufe: Sehr

gut!) Die Bank von Langrand-Dumonceau, die Bank von Jakobs Frères, die Banque des Paroisses, die jetzt soeben in Paris eine ähnliche Eulbute gemacht hat, die Messenbank, in welcher die Messen, die ein Priester nicht bewältigen kann, gegen Percente an andere abgelassen werden. (Große Heiterkeit.) Alle diese Concurrenzversuche auf dem Gebiete des Industrialismus seitens der ultramontanen Partei haben bisher vor dem Criminalrichter geendet, und ich glaube, daß gegenüber diesen Gründern mit dem Heiligenschein der schwärzeste Gründer von Berlin und Wien noch wie ein Engel des Lichtes erscheint (Heiterkeit). Dann sind ja eine bekannte Redensart die Klagen über die liberale Presse. Ich glaube aber, ich kann ohne Widerspruch behaupten, es gibt keine Presse mit roherem Tone, mit größerer Unschicklichkeit der Angriffe, mit größeren Persönlichkeiten, als die ultramontane Presse. (Sehr wahr!) Sie nennen ihre Blätter „Germania“, „Deutsche Reichszeitung“, um gewissermaßen dem Publicum Sand in die Augen zu streuen, als ob sie ganz besondere Verehrer des deutschen Reiches wären, und der Inhalt dieser Blätter ist eine fortwährende Beschimpfung der Regierung des deutschen Reiches. Sie vertreten ja auch sehr die angeblichen Rechte der Eltern. Auch das ist eine sehr schöne Phrase, die Freiheit der Eltern über ihre Kinder und ihre Erziehung, in die der Staat mit zu roher Hand eingreift, und wenn Eltern sich unterstehen sollten, ihre Kinder nicht in den Religionsunterricht so zu schicken, wie die Kirche bestimmt, oder gar die Religion ihrer Kinder bestimmen zu wollen, dann werden sie excommuniciert und mit allen möglichen Kirchenstrafen verfolgt. Und wie geschieht es gar, wenn so ein unglückliches Kind eine Vocation zu haben glaubt? Haben wir nicht vor den Gerichten die Szenen abspielen sehen, daß solche Kinder ihren Eltern mit Gewalt vorenthalten werden und der Schut des Staates angerufen werden muß, damit sie ihre Kinder erlangen? Ich erinnere Sie an den Mortarafall. (Große Unruhe. Heiterkeit.) Nun ist endlich die neueste Phrase, die mit besonderer Betonung vortragen wird, die Omnipotenz des Staates gegen die arme, alte Frau. Ja, die Omnipotenz des Staates setzt sich eben zusammen aus der Mitwirkung des ganzen Volkes und der der Regierung; sie ist doch wenigstens mit demokratischem Dele gesalbt. Die Omnipotenz der Kirche dagegen beruht auf einem unfehlbaren Greife; sie läuft weit mehr in eine Spitze zusammen als die des Staates, und ich weiß nicht, wie man diese beiden einander gegenüberstellen kann. Ja die Omnipotenz des Staates, bei welcher das Volk als Factor der Gesetzgebung mitwirkt, lassen wir uns gefallen, und für jeden wahren und gebildeten Katholiken wird der Spruch: „Germania locuta est!“ weit schwerer in die Wagschale fallen, als der: „Roma locuta est!“ (Lebhafter Beifall.)

der Maschine auf die anderen Tragsfedern zu vertheilen versteht! Arbeitet sie nicht stark wie ein Pferd und geschickt wie ein Kunstschlosser?“ lautete die zurückgebrüllte Antwort.

„Einsteigen! Fertig!“ ertönte einige Minuten später das Commando.

Jedermann begab sich auf seinen Posten und Platz zurück. Ich suchte mit Hilfe der Beamten mein altes Coupé wieder auf. Kein Brummen der Passagiere störte mich in der Herstellung der Communication mit meinem Plage, denn ich konnte die Schläfer ungestraft mit meinem Pedal belästigen. Noch bevor ich mich in die Ecke neben meinen schnarchenden alten Plaggefährten gedrückt, nahm der Zug seinen Kampf mit Sturm und Schnee wieder auf. Er gelangte sicher, wenn auch langsam, durch alle Wehnen, denn er hatte keine Schluchten und Einschnitte zu passieren, vor denen sich der Schnee leicht in undurchdringlichen Massen ansammelt.

Und Rathinka? Ich habe sie auf der Endstation so lange um Verzeihung gebeten, bis sie mir durch den sie umhüllenden Schnee und das sie wie eine Rinde überziehende Eis hindurch die warme Hand der Veröhnung reichte. (B. B. 3.)

gut!) Die Bank von Langrand-Dumonceau, die Bank von Jakobs Frères, die Banque des Paroisses, die jetzt soeben in Paris eine ähnliche Eulbute gemacht hat, die Messenbank, in welcher die Messen, die ein Priester nicht bewältigen kann, gegen Percente an andere abgelassen werden. (Große Heiterkeit.) Alle diese Concurrenzversuche auf dem Gebiete des Industrialismus seitens der ultramontanen Partei haben bisher vor dem Criminalrichter geendet, und ich glaube, daß gegenüber diesen Gründern mit dem Heiligenschein der schwärzeste Gründer von Berlin und Wien noch wie ein Engel des Lichtes erscheint (Heiterkeit). Dann sind ja eine bekannte Redensart die Klagen über die liberale Presse. Ich glaube aber, ich kann ohne Widerspruch behaupten, es gibt keine Presse mit roherem Tone, mit größerer Unschicklichkeit der Angriffe, mit größeren Persönlichkeiten, als die ultramontane Presse. (Sehr wahr!) Sie nennen ihre Blätter „Germania“, „Deutsche Reichszeitung“, um gewissermaßen dem Publicum Sand in die Augen zu streuen, als ob sie ganz besondere Verehrer des deutschen Reiches wären, und der Inhalt dieser Blätter ist eine fortwährende Beschimpfung der Regierung des deutschen Reiches. Sie vertreten ja auch sehr die angeblichen Rechte der Eltern. Auch das ist eine sehr schöne Phrase, die Freiheit der Eltern über ihre Kinder und ihre Erziehung, in die der Staat mit zu roher Hand eingreift, und wenn Eltern sich unterstehen sollten, ihre Kinder nicht in den Religionsunterricht so zu schicken, wie die Kirche bestimmt, oder gar die Religion ihrer Kinder bestimmen zu wollen, dann werden sie excommuniciert und mit allen möglichen Kirchenstrafen verfolgt. Und wie geschieht es gar, wenn so ein unglückliches Kind eine Vocation zu haben glaubt? Haben wir nicht vor den Gerichten die Szenen abspielen sehen, daß solche Kinder ihren Eltern mit Gewalt vorenthalten werden und der Schut des Staates angerufen werden muß, damit sie ihre Kinder erlangen? Ich erinnere Sie an den Mortarafall. (Große Unruhe. Heiterkeit.) Nun ist endlich die neueste Phrase, die mit besonderer Betonung vortragen wird, die Omnipotenz des Staates gegen die arme, alte Frau. Ja, die Omnipotenz des Staates setzt sich eben zusammen aus der Mitwirkung des ganzen Volkes und der der Regierung; sie ist doch wenigstens mit demokratischem Dele gesalbt. Die Omnipotenz der Kirche dagegen beruht auf einem unfehlbaren Greife; sie läuft weit mehr in eine Spitze zusammen als die des Staates, und ich weiß nicht, wie man diese beiden einander gegenüberstellen kann. Ja die Omnipotenz des Staates, bei welcher das Volk als Factor der Gesetzgebung mitwirkt, lassen wir uns gefallen, und für jeden wahren und gebildeten Katholiken wird der Spruch: „Germania locuta est!“ weit schwerer in die Wagschale fallen, als der: „Roma locuta est!“ (Lebhafter Beifall.)

## Politische Rundschau.

Caibach, 28. Jänner.

**Inland.** Dem Petitionsschwindel, welchen die Declaranten in Czechen in ihrer bekannten terroristischen Weise organisierten, ward durch Statthalter Koller jähres Ende bereitet. Das behördliche Verbot, das sich nicht bloß auf das Sammeln von Unterschriften in öffentlichen Localen und Schulen (!), sondern auch auf die Colportage von Adressen und auf die Verbreitung von Plakaten bezieht, wird damit begründet, daß die czechische Adresse nicht bloß gegen einzelne Theile der Verfassung, sondern gegen die Gesamtverfassung des Reiches überhaupt gerichtet ist. Wenn die national-mericalen Blätter darob ein Geschrei erheben, daß dem „Volke“ verboten wurde, seine Ansichten und Wünsche auf gesetzlichem Wege zum Ausdruck zu bringen, so ist dagegen nur zu erwidern, daß das Volk nirgends von selbst auf solche Gedanken verfällt, seine Rechte als gefährdet anzusehen, sondern, daß es nur gehegt und aufgestachelt durch die Lügen gewissenloser Führer und Priester seine „Kreuze“ unter Schrift-

stücke setzt, von deren Inhalt es keine Ahnung hat, ferner daß der geeignetste Ort in einem Verfassungstaate, wo Wünsche und Beschwerden einer Bevölkerung zum Ausdruck gelangen können, Landtag und Reichsrath sind, und daß der Eintritt in diese beiden Körperschaften keinem Stamme verwehrt, sondern im Gegentheil immer höchst anlockend gemacht wurde. Uebrigens haben die Herren selber den Petitionsschwindel schon dadurch lächerlich gemacht, daß sie Schulkinder dazu preßten und an manchen Orten doppelt so viel Unterschriften zustande brachten, als der Ort Einwohner hat.

Auch die Labors, welche für die ersten Februartage ausgeschrieben wurden, dürften nur wenig Bedeutung erlangen, da ein großer Theil der czechischen Bevölkerung anfängt, der „Nation große Schande zu bereiten“ — wie die „Politik“ jammert. Grund zu diesem Eingeständnisse einer längst bekannten Thatsache gibt dem Czechenblatte der Umstand, daß in der czechischen Stadt Leitomischl die verfassungstreuen Elemente dermaßen die Oberhand gewonnen, daß der Bürgermeister abdanken mußte. Noch nach seinem Rücktritte versuchte er die Beitrittserklärung zur Czechenpetition durchzusetzen, doch mußte der betreffende Beschluß anlässlich vieler Proteste eingestellt werden.

Der Klub der galizischen Delegierten hat in seiner letzten Sitzung den Antrag Grocholski's auf Erlassung einer Adresse an den Kaiser abgelehnt. Nach der „Gazeta Narodowa“ waren die Gründe für diesen Beschluß folgende: Zunächst wäre eine solche Adresse unparlamentarisch, solange die Delegation den Reichsrath nicht verlassen hat; dann aber auch könnte sie fatale Folgen ergeben, denn der Kaiser müßte entweder der Adresse gerecht werden und das Ministerium entlassen, woran nicht im Traume zu denken ist, oder aber die Krone würde die Delegation zur Unterstützung der Regierung und ihrer Vorlage aufrufen, und die Delegation wäre somit in die Alternative versetzt, entweder dem Kaiser zu gehorchen oder demselben zu widersprechen. An dieser Argumentation scheiterte der Antrag Grocholski's.

**Ausland.** Im preussischen Abgeordnetenhaus erklärte bei Berathung des Etats des Ministeriums des Aeußern Bismarck, daß nur Rücksichten für seine Gesundheit den letzten Cabinetwechsel herbeiführten. Eine Veränderung der Richtung in der Politik ist hiedurch undenkbar, solches hätte er niemals zugelassen. Von Dissonanzen zwischen ihm und den übrigen Ministern ist keine Rede. Auf eine Entgegnung Virchows erwiderte Bismarck, die Möglichkeit eines nichtpreussischen Reichskanzlers halte er ebenso für ausgeschlossen, wie die Besorgnisse Preußens vor einem übermächtig starken Reiche.

Die „Nordd. Allg. Ztg.“ sagt: „Der Zusammentritt des Reichstages erfolgt wegen vielfacher ernster Aufgaben anfangs März und wird vermuthlich mit dem preussischen Landtage collidieren. Dies sei eine Schwierigkeit aber keine Unmöglichkeit. Der Reichstag ist unausschiebbar. Wir müssen uns an den Gedanken gewöhnen, daß das Reich die Vorhand habe; von Preußen gelte das „Noblesse oblige.“ Gerade wir in Preußen wollen damit ein Beispiel geben, daß uns in erster Linie Deutschland steht, in zweiter Preußen. Das alte Wort bewähre sich: Deutschland über alles.“

Ein pariser „Times“-Telegramm benachrichtigt uns, daß Frankreich und Italien sich dafür entschieden, einen Schiedsspruch Oesterreichs in der Laurionfrage, welche bisher nicht leben noch sterben konnte, annehmen zu wollen. Obgleich das griechische Cabinet schon vor einiger Zeit einem solchen Modus „im Prinzip“ nicht entgegen war, so hat dasselbe doch mit echt nationaler Beweglichkeit sich allen festen Verbindlichkeiten in diesem Punkte zu entziehen verstanden. Es ist hinter diesem Gebaren der lange Arm Rußlands vermuthet worden, wie sehr sich dessen Vertreter auch vor den Leuten den Anschein gab, seinerseits für eine Bei-

legung das aufrichtigste Interesse zu hegen. Soweit sich aus dem Inhalt der Nachrichten ein positives Resultat ableiten läßt, hat eine diplomatische Intervention Oesterreichs stattgefunden und dazu gedient, den leidigen Zwist einer Beseitigung wenigstens näher zu führen.

Die central-asiatische Frage erregt die Gemüther bei weitem nicht so stark, wie noch vor einigen Tagen. In berliner diplomatischen Kreisen wird versichert, daß die Verhandlungen zwischen Rußland und England auf dem besten Wege der Verständigung seien. Dem Gerüchte von einem Bündnisse zwischen Persien und Rußland, das in England sehr viel Beunruhigung hervorgerufen, tritt die persische Gesandtschaft in London durch eine Zuschrift an den „Daily Telegraph“ entgegen. Kurz und bündig erklärt der persische Gesandte Mohbar Khan ermächtigt zu sein, in aller Form zu erklären, daß zwischen Persien und Rußland kein geheimer Vertrag bestehe.

Offenbar um der nächsten Expedition nach Khiva einen ganz besonderen Impuls zu geben, was nach den jüngst erlittenen Schlappen recht wohl erklärlich wird, begibt sich ein Mitglied der kaiserlichen Familie an die Spitze des Heeres. Wie der „N. Fr. Pr.“ mitgetheilt wird, hat der Großfürst Nikolaus, ältester Sohn des Großfürsten Konstantin, die Reise nach Tashkend angetreten, nachdem er zum Ordnonanzoffizier des Commandeurs en chef für die ganze Dauer des Feldzuges ernannt worden.

### Zur Tagesgeschichte.

— Eine Postverbindung mit dem Himmel und ihre Folgen. In der Weichselgegend, welche bekanntlich im Sommer 1872 von zahllosen Elementarbeschäden heimgesucht wurde, herrscht derzeit eine furchtbare Hungersnot, zu der sich eine verheerende Choleraepidemie gesellt hat. Der galizische Landtag hatte zwar angeordnet, daß der Landesauschuß unverzüglich Straßenbauten in jenem Unglücks-winkel vornehmen möge; allein der Landesauschuß kennt nicht das Gefühl des Hungers und will daher das Wort „unverzüglich“ nicht im strengsten Sinne der Bedeutung auffassen. Einstweilen hält der Tod in der gedachten Gegend eine unbarmherzige Rente. Den Herren Jesuiten scheint dieses Elend sehr zu Herzen gegangen zu sein, denn sie haben in Anbetracht des Umstandes, daß die Bitten an die himmlischen Mächte nicht immer prompt der Adresse zukommen dürften und somit auch nicht gnädig beschieden werden können, für eine directe Postverbindung mit dem Himmel gesorgt. Sie ließen nämlich Briefe an die verschiedensten Mitglieder des himmlischen Hofstaates in der Weise drucken, daß Raum für die eventuellen Anliegen gelassen wurde, so daß der Petent selbe hineinschreiben kann. Diese Formulare werden nun an die Gläubigen verkauft, und sobald sie selbe gefällig ausgefüllt haben, übernimmt sie irgend ein Vater gegen Entrichtung einer tarifmäßigen Postgebühr zur „pünktlichen“ Beförderung an die Adresse. Ein Herr richtete neulich auf dem angegebenen Wege eine Petition an den heiligen Adalbert, er möge im Himmel dahin wirken, daß wir baldmöglichst von den schwarzen Vätern befreit werden; allein der Brief scheint wo in den Wolken in Verstoß gerathen zu sein; denn bis zur Stunde blieb dessen Bitte leider unerfüllt.

— Ueberschwemmungsschäden in Böhmen. Nach der amtlichen Kundmachung über jene Schäden, welche die Ueberschwemmungen im Mai v. J. in Böhmen verursacht haben, beläuft sich der Gesamtverlust auf 8,885,450 fl., darunter: Eisenbahnen und Straßen 1,150,260 fl., Gebäude 704,639 fl., Hauseinrichtung 534,995 fl., Industriewerke 1,040,006 Gulden, Vieh 52,000 fl. 240 Menschenleben sind ein Opfer dieser Ueberschwemmung geworden.

— Napoleon III. und die Polen. Dem verstorbenen Manne in Eifelkurst und seinen falschen Vorfpiegelungen, schreibt ein Correspondent des „Ang. Z.“ ist es zu danken, daß der polnische Aufstand

von 1863 angezettelt wurde, und daß man ihn mit solcher Zähigkeit mehr denn ein ganzes Jahr gegen den russischen Koloss geführt hat zum Unheile Polens. Die Art, wie Napoleon angeblich die Polen zum Ausstehen im wahnsinnigen Kampfe angeeifert haben soll, ist zu charakteristisch und verdient erwähnt zu werden. Bei Beginn des Kampfes im Jahre 1863 weilten mehrere polnische Delegationen in Paris, um Napoleon zu einer Intervention zugunsten Polens zu bewegen. Die Antwort, welche sie erhielten, war stets eine ausweichende, nicht kalt, nicht warm. Eines Tages aber wurde ein galizischer Graf, dem es jetzt nicht unlieb wäre, wenn ihm das so heißersehnte Ministerportefeuille in den Schoß fallen würde, zur Audienz beim Empereur beschieden, und während er in einem Borgemache wartete, hörte er durch die wie zufällig halb offen stehende Thüre des anstoßenden Salons, wie Napoleon einer hochstehenden französischen Dame anscheinend nur so nebenbei die Versicherung gab, daß ihn das Loos Polens sehr stark berühre, und daß er entschlossen sei, dasselbe sogar activ zu unterstützen. Die Dame ging, und der Graf wurde dann mit gleichgiltigen Dingen regaliert; aber er hatte „Gelegenheit gehabt, die geheimen Gedanken Napoleons in Erfahrung zu bringen.“ Und diese der geheimen Nationalregierung als „authentisch“ mitzutheilen, hielt der Forscher wider Willen für eine heilige Pflicht. Ich erinnere mich noch ganz gut, mit welchem Jubel damals die frohe Botschaft bei uns aufgenommen worden ist und wie wenig Glauben ich ihr schenkte. Doch fanden sie auch viele Glaubensduselige — man suchte und wartete auf die Hilfe, die Hilfe aber kam nicht, denn es hatte sie ein Napoleon III. versprochen.

— Gaunerstreich. Amerikanische Blätter erzählen folgendes Gaunerstückchen: Ein Fremder, welcher an einem Laden in Detroit vorüberkam, betrachtete aufmerksam einen vor demselben hängenden Rock, sprang aber plötzlich vor demselben zurück. „Wollen Sie den Rock kaufen?“ fragte der Händler. „Ganz und gar nicht,“ erwiderte der Mann. „Armer Jim! Ich erinnere mich noch ganz gut, daß er den Rock an demselben Tage trug, an dem er die Blattern bekam.“ Der Mann ging fort, während der aus Angst schwitzende Kleiderhändler vom Herzen wünschte, den Rock verkaufen zu können, und wenn es noch so billig sei. Als nach einiger Zeit der Verbündete des Fremden erschien, bekam er den Rock für einen Dollar.

— Orientalische Extravaganz. Einem englischen Blatte wird von einem Correspondenten in der Levante geschrieben: „Ich sende Ihnen ein paar Fälle, welche die hiesige Lebensweise illustrieren. Der verstorbene Sultan, wünschend, den Damen seines Harems eine Idee von dem Krystallpalaste (in Sydenham) zu geben, beauftragte eine Schiffbauwerkstätte, an der Themse das eiserne Gerüst eines riesigen, domähnlichen Gebäudes anzufertigen. Es wurde nach seiner Vollendung in England aufgestellt und dann in Stücke zerlegt, um nach Constantinopel befördert zu werden, wo es, nachdem es aufs neue aufgestellt und mit Glas gedeckt worden, eine der hervorragendsten und schönsten Augenweiden bildete, welche dem Blicke des den Bosporus hinauffahrenden Reisenden sich darbieten. Der jetzige Sultan glaubte indes, daß es seine Aussicht beeinträchtige, und befahl dessen Demolierung, und die Ueberreste eines Gebäudes, das mehr als 100,000 Pfund Sterling gekostet haben muß, wurden als altes Eisen verkauft. Die andere Geschichte ist noch seltsamer. Der Beherrscher der Gläubigen ließ sich vor kurzem eine neue und prächtige kaiserliche Residenz bauen. Kunst, Geld und Wissenschaft wurden an dem Gebäude verschwendet, dessen Kosten fast fabelhaft waren. Der Tag erschien, an welchem dem Sultan gesagt wurde, daß alles für seinen Empfang in seinem neuen Hause vorbereitet sei. Se. Majestät verließ seinen alten und unbequemen Palast mit leichtem Herzen und begab sich eilig nach dem glänzenden und modernen; aber ach! ob Ungeduld oder Eifer über seine Würde siegte, ist nicht vermeldet, aber beim Ueber-schreiten der Schwelle stolperte und fiel er. Das Omen trug einen zu ernstlichen Charakter, um nicht Eindruck auf ein orientalisches Gemüth zu machen.“

Der Sultan lenkte seine Schritte zurück, sandte nach dem Architekten und befahl, daß das prächtige kostbare Gebäude bis auf den Grund geschleift werde. Der Architekt lief in Verzweiflung zum Großvezier, dem es mißlang einen Widerruf des Befehles zu erwirken; aber als eine letzte Zuflucht begab er sich zum englischen Botschafter, der sofort Se. Majestät darauf aufmerksam machte, wie lächerlich ihn ein solcher Akt vor der civilisirten Welt erscheinen lassen würde. Das und andere Argumente retteten den Palast, aber man vermuthet, daß das üble Auge noch immer auf ihm ruht, da er leer bleibt.“

### Local- und Provinzial-Angelegenheiten.

#### Original-Correspondenz.

Krainburg, 26. Jänner In gegenwärtigen Zeilen theilen wir Ihnen Thatsachen mit, welche geeignet sein dürften, die öffentlichen Sicherheitszustände in der Nähe unseres Städtchens des näheren zu beleuchten. Ein Brautpaar aus der Nähe von Beldeß kehrte Sonntag den 19. d. M. abends von Laibach kommend im Gasthause zu Labore nächst Krainburg ein. Nichts arges ahnend, erzählten sie hier ihre Verhältnisse und wie sie gesonnen wären, andern Tags in Krainburg Einkäufe zu machen, da sie in Laibach Geld aus der Sparkasse geholt hätten. Gegen 10 Uhr machten sie sich auf den Weg, um in dem eine halbe Stunde entfernten Krainburg zu übernachten. Als sie jedoch in die Nähe des kaum 300 Schritte entfernten, am Wege gelegenen Gasthauses am Gchsteig antamen, wurden sie von einer Rote von 10 bis 12 Straßenräubern überfallen, und als sie das Geld nicht gutwillig herausgeben wollten, derart mißhandelt, daß das Frauenzimmer beinahe im bewußtlosen Zustande mit herabgerissenen Kleidern und gänzlich beraubt aufgefunden wurde. Ihrem Bräutigam ist es gelungen zu entkommen und aus dem ganz nahen Krainburg Gendarmerie zu holen. Mittlerweile war jedoch der Lärm in dem nahen Gasthause zu Gchsteig gehört worden; einige Insassen stürzten mit Lichtern auf die Straße und erkannten allsogleich einige von der sauberen Gesellschaft. Da sich dieselben erkannt sahen, nahmen sie alle Reißaus nach dem seitwärts ganz nahe gelegenen Dorfe Strazibze zu, und in der Herzensangst, verfolgt zu sein, warfen dieselben in der Nähe der Kirche St. Martin das meiste Geraubte von sich, denn ein Herr, welcher sich kurze Zeit darnach unter Borantragung einer Laterne nach Hause begab, fand auf der Straße ein Sparkassebuch über 400 fl. und eine Brieftasche mit einigen größeren Banknoten. Des andern Tags stellte es sich heraus, daß die Wegelagerer lauter Insassen aus dem Dorfe Strazibze waren, aus dem Dorfe, welches vor mehreren Jahren gänzlich niedergebrannt und meistens durch milt-hätige Sammlungen neu aufgebaut worden war, aus demselben Dorfe Strazibze, welches sich der besonderen Obhut der dunklen Sippe von Repne erfreut, wo bereits in kurzen Zwischenräumen zwei Missionen abgehalten worden und noch beinahe jeden Sonntag einer der frommen Patres zu heilsamen Bußübungen mahnt. Der Anführer dieser Wegelagerer, ein Mann von 58—60 Jahren, war bei den Missionen einer der Hauptheuler und Augenverdreher; beim Kreuztragen und Aufstellen des Missionskreuzes war er Commandant, jetzt ist er es auf der Straße; soweit bringen die sauberen Missionspredigten ein Völkchen, das keinen andern sittlichen oder geistigen Haltpunkt kennt, als den leeren religiösen Formeltram. Dieses alten Wegelagerers Sohn feierte drei Tage darauf seine Hochzeit, welche zwei Tage währte und auf der es besonders hoch herging; dann lieferte er sich selbst dem Gerichte aus. Die Beraubten erhielten ihr Eigenthum größtentheils wieder und das Frauenzimmer hat sich in einigen Tagen von seinen Schrecken erholt.

— (Für die freiwillige Feuerweh) spendeten die Herren: Edmund Terpin 6 fl., Sängler Max 5 fl., Fischer Gustav 5 fl., Malizh And. 6 fl., v. Schwibhosen 5 fl., Hartmann J. A. 6 fl., Rubesch Franz 5 fl., Waldher Alois 5 fl., Director M. Kraup 15 fl., Dreo Alexander 10 fl., F. J. 2 fl., Murnig Jakob 5 fl.

